

Ein „Hamen“ auf die Sprache

Tag der Denkmalpflege in Hitzacker – Ein Pastor rettete sprachliche Relikte

Hitzacker. In Hitzacker, am Rande des Hannoverschen Wendlandes, führt das Niedersächsische Landesamt für Denkmalpflege am Freitag und Sonnabend, 14. und 15. Mai, den zehnten Tag der Denkmalpflege durch. Das Thema: „Hannoversches Wendland – eine Jahrtausend alte Kulturlandschaft.“ Die Historiker beschränken sich in Exkursionen und Vorträgen allerdings auf die Erforschung der Siedlungsgeschichte. Ausgespart wird die wendische Sprache, von der dank des umsichtigen Pastors Christian Hennig (1649 – 1719) aus Wustrow (Landkreis Lüchow-Dannenberg) wenigstens noch Reste erhalten sind.

„Wenn mit mir und dennoch drey Personen es vorbey ist in unserm Dorf, alsdann wird wohl niemand recht wissen, wie ein Hund auf Wendisch genannt wird.“ Der dies sagte, schloss im Jahr 1740 auf immer die Augen: der Bauer Johann Parum Schultze aus Süthen im heutigen Kreis Lüchow-Dannenberg. Dass sich seine Prophezeiung nicht erfüllt hat, liegt nicht zuletzt an Pastor Christian Hennig aus Wustrow. Er hat dafür gesorgt, daß die wendische Sprache der Nachwelt wenigstens in Fragmenten erhalten geblieben ist.

Als im Jahr 1756 die 88jährige Bäuerin Emerentz Schultze aus Dolgow stirbt, notiert Hennigs Nachfolger im Wustrower Kirchenbuch: „Diese alte Witwe ist die letzte von denen, die perfekt wendisch hat sprechen und singen können, daher sie auch vor Ihre König. Maj. Unseren allergnädigsten Landesherrn zur Görhde hat erscheinen müssen, um diese Sprache aus ihrem Munde zu hören.“

Man muss heute schon die Ohren spitzen im Wendland, will man letzte Überbleibsel dieser Sprache heraushorchen, die schon vor 250 Jahren so gut wie ausgestorben war.

„Vandalia“ hatte der Celler Hofarzt und Kartograph Johannes Mellinger auf seiner Übersichtskarte für das Fürstentum Lüneburg über das Gebiet zwischen der Elbe und Lüchow gesetzt. Ansonsten interessierte dieser Raum nicht weiter - bis Gottfried Wilhelm Leibniz von Hannover aus nachfragte, jener vielseitig interessierte Wissenschaftler, der sich von der Theologie über die Philosophie bis hin zur Mathematik kompetent zu äußern wusste.

1671 hatte nämlich Obersuperintendent Hildebrand aus Celle diesen Bezirk visitiert. Dabei war ihm die merkwürdige Zweisprachigkeit aufgefallen, und er schrieb eher beiläufig in sein Visitationsprotokoll, das Leibniz zu lesen bekam: „Der ganze Bezirk, wo die Wenden wohnen, wird in wendischer Sprache Drawey genannt“ Leibniz hatte auch von dem Lüneburger Mathematik-Professor Pfeffinger von slawischen Bevölkerungsresten in den Ämtern Dannenberg, Hitzacker, Lüchow und Wustrow gehört. Er interessierte sich in erster Linie für ihre Sprache und ihr Volkstum.

Den Namen Wendland prägte aber Pastor Christian Hennig aus Wustrow, ein historisch gebildeter und sprachwissenschaftlicher interessierter Gottesmann, und er sammelte die polabischen Sprachreste aus der Umgebung seines Pfarrortes. Von seiner Hand entstanden eine Vokabelsammlung und ein „Kurzer Bericht von der Wendischen Nation überhaupt, insonderheit von den Lüneburger Wenden“.

Jahrhundertlang hatten Dravänapolaben - das sind in deutscher Sprache die Wenden, ein Slawenstamm an der Elbe - mit Deutschen zusammengewohnt. Die deutsche Ostsiedlung durch Heinrich den Löwen hatte das Gebiet des heutigen Landkreises Lüchow-Dannenberg weitgehend sich selbst überlassen, und so konnte sich dort die slawische - wendische - Sprache länger halten als anderswo. Doch schon um 1700 kann von einer echten wendischen Bevölkerung nicht mehr die Rede sein. Hennig schreibt um 1700: „Jetziger Zeit reden hier herum nur noch einige von den Alten Wendisch.“ Die deutsche Obrigkeit hatte den Wenden ihre Sprache verboten, und so weiß Hennig zu berichten: „Wenn die Teutschen einen hören

Wendisch sprechen, haben sie mit Fingern auf ihn gewiesen und ihren Spott mit ihm getrieben.“ Kein Wunder, dass junge Leute sich der Sprache zuwandten, die ihnen eine Zukunft versprach, und ihre Muttersprache ganz schnell vergaßen.

Die deutschen Geistlichen hatten ihre liebe Not mit den Wenden in den Kirchen, die im Rahmen der Ostsiedlung gebaut worden waren. Sie konnten der Bevölkerung das Evangelium nicht predigen, weil sie ihre Sprache nicht beherrschten. Nie hat es eine wendische Bibelübersetzung gegeben, und erst als die Wenden von sich aus zweisprachig wurden, übertrugen sie ihrerseits Marienlieder und Gebete in ihre Muttersprache.

Auf Anweisung von Leibniz notiert im Jahr 1691 der Lüchower Amtmann Mitthof das wendische Vaterunser: „Noos wader tada töjis wattuem nibisien Sjoncta mowardoot tüi Rieck cumma tua willia mossa schjriot wan nibisjeu cack wissei soquoi noossime noossi daglitia Sjeibe dünam daan ün wittodüman nosse Greichje cook mo witto düjeme noossüme Greichynarium, ni farforünas wa versoikung, erlöünas wittige goidac. Hamen.“

„Hamen“ - das ist ein sprachliches Relikt, das ab und zu noch heute zu hören ist. Die Wenden hatten den H-Laut nach eigenem Gutdünken gesetzt, und einige tun dies heute auch in der deutschen Sprache noch: „Hamen“ statt „Amen“ auf einer Seite, auf der anderen aber: „Ich 'abe einen 'und.“ Dabei sprechen sie den stummen Anlaut so, wie der Hebräer das Ajin, einen dem H entgegengesetzten Buchstaben, aus der Tiefe seiner Kehle heraufholt.

Zur Reformationszeit müssen die Wenden fast ausnahmslos zweisprachig gewesen sein, denn schon im späten 16. Jahrhundert sprechen die wendischen Bauern die zehn Gebote nach niederdeutschem Text: „Die erste schal keine ander Godt hebben, die ander sol den namen Gottes nicht unnutte fuhren. De drudde schal den vierdag hilligen...“

Eine Unterdrückung wendischer Bauern durch ihre deutschen Kollegen hat es nie gegeben. Sie standen unter demselben Recht und hatten dieselben Lasten zu tragen. So gingen beide Volksgruppen ineinander auf, und es wurde nicht viel Aufhebens gemacht, wenn Wenden und Deutsche heirateten. Die alte Sprache blieb dabei freilich auf der Strecke, denn wer vorankommen wollte, der musste sich natürlich in Wort und Schrift der deutschen Sprache befleißigen. Städte machten die Verleihung des Bürgerrechts von der deutschen Sprachkenntnis abhängig, und Zünfte nahmen niemanden auf, der nur Wendisch sprach. So wurde mit gewisser Hektik gelernt. Johann Parum Schultze schreibt: „Da kam mit die Läute das Worte so eraus, was hinten seyn sollte, das kam vorn, und das vorderste war hinten.“

Die Sprache ist tot, das Wendland lebt, und in der Erinnerung vieler Touristen lebt es als das Land der Rundlingsdörfer. Doch die sind nie typisch für wendische Siedlungsformen gewesen, sondern bilden ganz im Gegenteil die Wagenburgen der deutschen Ostsiedler ab. Die Häuser in den Rundlingen sind auch nicht etwa wendisch, sondern gehören zum Typ des niederdeutschen Hallenhauses. Der Giebelschmuck schließlich, mal Pferdeköpfe, mal Schwanenhälsen, mal Hörner oder auch ein Giebelpfahl, ist auch überall im norddeutschen Raum zu finden. Wenn letzterer im Hannoverschen Wendland auch Wendenknüppel genannt wird. Die einzige Besonderheit des Wendlandes ist ausgestorben – die Sprache! MARTIN TESKE